



Nr. 187.

Freitag, den 12. August 1904.

19. Jahrgang.

Freigesprochen.

Familien-Roman v. Ludw. Buser.

Vortsetzung.

Nachdruck verboten.

Die Hüfte des Generals wankten und er sank neben seinem verzweifelt lachenden Kinde in die Knie. Durch die schmale Öffnung eines Fenstervorhanges drang in diesem Augenblicke ein Sonnenstrahl. Er fiel auf die glänzenden, blonden Wellenhaare der Frau und streifte den kahlen Scheitel des zitternden Greises, als wollte er Trost und Hoffnungsschimmer in die beiden niedergelagerten Menschenbilder gießen, in deren Herzen die verzehrenden Qualen einer unschätzbaren Neue wühlten.

10.

Ein trüber Regenhimmel lag über den düstern Höhen und Rassen des Argonnenwaldes, den die Heereskolonnen der dritten deutschen Armee in Eilmärschen durchzogen. Die ausgefurchten Straßen der theilweise schluchtartigen Pässe wurden von enggeschlossenen Postenketten bewacht, und die bunten Uniformen patrouillierender Husaren belebten die dunklen Waldgehege. Ließen auch Gang und Haltung eines großen Theiles der Fußmannschaften Müdigkeit und Abspannung erkennen, so ging es doch in raschem Tempo vorwärts. Die erhöhten Sicherheitsmaßnahmen deuteten darauf hin, daß man in der Nähe eines wichtigen Punktes sich befinden und wieder Fühlung mit dem Feinde gewonnen haben mußte, den man seit Wochen aus den Augen verloren hatte. Von Zeit zu Zeit pflanzte sich, von den hintersten Linien ausgehend, der Ruf: „Rechts und links gehen!“ durch die langen Reihen fort. Dann ließ sich ein dumpfes, immer näher kommendes Rollen vernehmen, bis schließlich ein Artillerieregiment oder einzelne Abtheilungen eines solchen, mit betäubendem Getöse zwischen den Reihen hindurchjagten.

Während des aufregenden Schauspiel, das die in raschem Treiben dahinrollenden Batterien mit ihren dampfenden Riesen und kochbespritzten Geschützen und Munitionswagen darboten, verfiel dem müde gleichgültige Jüngling in den Gesichtern der Fußmannschaften; fröhlich wurden die Grüße und unverständlichen Zurufe bekannter Kameraden erwidert, und manche beneideten die Fahrer und die auf den Geschützproben geschüttelten Bedienungskanoniern um ihr Loos. Dann schlossen sich die Reihen hinter dem letzten Fahrzeug wieder und weiter ging es auf den mit Wasserpfützen bedeckten schlammigen Straßen.

Die überraschende Nachtsektoren nach Norden erklärt sich immer mehr, Schütz, sagte der Hauptmann Schwarzwalb zu dem neben ihm einhergehenden Leutnant. „Sie werden sehen, morgen oder übermorgen geht der Tanz wieder los. Wir dürfen froh sein, wenn dieses verfluchte Gelände, die Argonnenwald hinter uns liegt, bevor es zu einem ersten Zusammenstoß kommt. Der Gegner hätte hier Vertheiligungstellungen, die uns warm machen, geradezu uneinnehmbare. Betrachten Sie einmal diese Kalkhieserabhänge auf den beiden Seiten wieder! Die vollkommene Peroneferklause. Mit meiner Kompanie da oben postirt, verwehre ich einer Brigade den Durchzug.“

„Die Argonnen umfassen ein ziemlich großes Gebiet, Herr Hauptmann“, erwiderte Schütz, indem er eine verwitterte Karte hervorzog und entfaltete.

„Sie erstrecken sich nach Westen bis zu Aisne, ihre südliche Grenze bilden die Quellen der Aisne, nördlich lagern sich ihnen die Ardennen vor. . . wenn's keine Abschwenkungen gibt, erreichen wir morgen das Maasthal. In letzterem liegt eine Festung — Sedan; scheint eine Grenzfestung zu sein, denn gleich daneben beginnt belgisches Gebiet.“

„Lieber Schütz, wenn Sie beim Markieren beständig in Ihre Karte gucken, werden Sie bald mit einer Wüste nähere Bekanntschaft machen; da kommt ein schauerlicher Weg.“

„Ja, Herr Hauptmann haben recht“, versetzte Schütz, indem er die Karte zusammenlegte und wieder einsteckte.

„Angenehm wäre es, wenn erlich einmal ein Ort käme, in dem man für sein gutes Geld etwas Wagnersstärkung erhalten könnte“, fuhr Schwarzwalb fort. „Meine braven Jäger thun mir leid. Auch ich bin seit acht Stunden gänzlich abgebrannt. Sie haben natürlich noch reichlichen Proviant, Schütz?“

„Ich verfüge noch über einen Cigarrenstummel und einen mäßigen Schluck Cognac. Darf ich dem Herrn Hauptmann meine Flasche anbieten?“

„Sie sind ein Ideal, alter Freund“, sagte Schwarzwalb, indem er mit leuchtenden Augen die Flasche ergriff. „Selbstverständlich werde ich nur nippen, besten Dank, lieber Schütz! Ich habe noch zwei Cigarren, die wollen wir auch brüderlich theilen.“

„Danke gehorsamst, Herr Hauptmann“, erwiderte Schütz, indem er die Cigarre einsteckte und dann mit einiger Mühe seinen Stummel anzündete. „Meines Erachtens kommen wir bald nach Clermont“, sagte er dann. „Das ist eine Stadt, in der es hoffentlich ein paar Väterläden und Weinhandlungen gibt.“

„Der Herr stärkt Ihre Rede, Schütz!“ rief Schwarzwalb. „Was nützen uns aber Väterläden und Weinhandlungen, in denen nichts zu haben ist? So, da haben wir wieder einen Nasenauer“, fuhr er ärgerlich weiter. „Ein niederträchtiges Wetter das! Alle Viertelsstunden regnet es. Windstößen, und dazu noch dieser miserable Weg.“

„Ein trockener Weg wäre freilich angenehm“, erwiderte Schütz. „Solange aber diese angestrengten Märsche dauern, ist Regenwetter besser als Sonnenhitze.“

Neben seinem Juge hersehrend, konnte Schütz ungestört seinen Gedanken nachhängen, die sich sehr häufig mit Anna bewegten. Die letzten Wochen vor dem Ausmarsche waren für ihn eine Zeit voller Sorgen und marternder Zweifel gewesen. Sein zuversichtlicher Glaube, daß ihm das schöne Mädchen vom Schicksal zugedeckt sei, hatte eines Tages eine starke Erschütterung erfahren, als ein Kamerad im engeren Kreise äußerte, Major Berger und Fräulein Fortfeld dürften wohl bald durch ihre Verlobung überrascht, und man demselben entgegnete, daß dieser Fall die Gesellschaft Passou's kaum mehr überraschen werde. Er hatte damals einen heftigen Stich im Herzen empfunden und sein seliges Hoffen und Träumen war von diesem Augenblicke an den Qualen der Eifersucht gewichen. Major Berger war der Einzige, der ihn gefährlich ersah, weil er in sei-

nen Augen das Abend eines Mannes verführte. Der lebens-
frasse Optimist wurde mit einemmal korpulenter und ein-
stimmig, und die Streife seiner Klammer, und hing auf einsamen
Spaziergängen düstern Gedanken nach. Villa Romengut wird
er vollständig und auch mit seinem Freunde Hartfeld kann er
nur selten zusammen. Bald darauf trug der Telegraph die wie
eine Postkarte wirkende Unser Depesche nach allen Himmelsrich-
tungen, und Irma reiste mit Georg in ihre Heimath zurück.
Die Ereignisse drängten sich, eine Begeisterung ohnegleichen er-
lebte jedes deutsche Herz und zwei Wochen nach dem Beginn
der Mobilmachung vernahm das Bataillon den Kanonendonner
von Weißenburg.

Schütz erfuhr auf der Reise nach Gernersheim von Georg
daß Irma bei der freiwilligen Ambulanz eingetreten sei, und er
verehrte sie von diesem Augenblicke an wie ein höheres Wesen.
Bei dieser Gelegenheit theilte er dem Freunde seinen Herzens-
kummer mit. Hartfeld gab ihm die Versicherung, daß die Fol-
gerungen der Passauer Gesellschaftsreise hinsichtlich des Majors
und seiner Schwester jeder Grundlage entbehren. Gleichzeitig
machte er Schütz zum Vertrauten seines Familienglücks. Be-
reits vor dieser Mittheilung mit Hartfeld hatte Schütz den Ent-
schluß gefaßt, seinen quälenden Zweifeln durch den nachfolgen-
den Brief an Irma ein Ende zu machen:

„Passau, den 20. Juli 1870.

Mein sehr geehrtes, gnädiges Fräulein!

In zwei Tagen wird das Bataillon von hier abmarschiren,
um in den Reihen der deutschen Truppen für das theure Va-
terland zu kämpfen. Gar viele, die voller Begeisterung und mit
der frohen Hoffnung in's Feld ziehen, die Heimath und die ge-
liebten Angehörigen nach einem glücklichen Siege gesund und
wohlbehalten wiederzusehen, werden nicht mehr zurückkehren,
und auch mir kann dieses Los vom Schicksal beschieden sein. Es
drängt mich deshalb, Ihnen vorher zu gestehen, daß ich Sie von
ganzen Herzen liebe, und daß der Gedanke Sie könnten der-
einst meine Lebensgefährtin werden die höchste Seligkeit für mich
in sich schließt.

Eine mir wunderbar erscheinende Jüngung führte mich vor
vierzehn Monaten zum ersten Male in Ihre Nähe, und seit
dieser Zeit gehört mein ganzes Fühlen und Denken Ihnen. Bei
einem Spaziergange in der Umgegend dieses Städtchens verfeh-
lte ich den Weg — ich wollte zum Römerturm bei Großkannat
— und kam auf dem nach Irsee führenden Waldpfade an eine
prachtvolle Lourdesgrotte. Im Gebüsch versteckt, war ich Zeuge
Ihrer weltabgeschlossenen Andacht, und bei Ihrem Anblick durch-
strömte mich das tiefe, heiße Gefühl, das mich bis zum letzten
Athemzuge beherrschen wird. Eine heilige Scheu hinderte mich
damals, meiner ersten Eingebung, Ihnen unauffällig zu folgen,
um indirekt Ihr Elternhaus auszukundschaften, nachzugehen.
Ich blieb zurück und ließ mich auf dem Betstuhl vor der Grotte
auf dem Sie gebetet hatten auf die Knie nieder und flüchte zu dem
lichtvollen Muttergottesbilde empor: Gib mir dieses Mädchen!
Seitdem fühle ich mich verlobt mit Ihnen, heilig und unverbrüch-
lich, und nur Sie, verehrtes Fräulein, können mich von meinem
Verlöbniß entbinden.

Ich wußte ein Jahr lang nicht, wer das holde Mädchen
sei, an das ich Tag und Nacht denken mußte, und wollte im
vergangenen Juni Urlaub nehmen, um dessen Spur aufzufinden
zu machen — da traten Sie mir auf Villa Romengut uner-
wartet entgegen. Ich kannte Sie augenblicklich wieder und war
sprachlos vor Freude und Ueberraschung.

Nach meinem Gefühl gibt es in der Welt keine gesellschaft-
liche Mangelware, die einzunehmen Sie nicht nöthig wären. Mei-
ne bescheidene Existenz bedarf ja keiner näheren Darlegungen.
Ich besitze an äußeren Glücksgütern nur so viel, um Ihnen
neben meiner treuesten und innigsten Liebe bei nicht zu hohen
Ansprüchen eine sorgenfreie Zukunft gewährleisten zu können.
Wenn Sie meine Liebe zu etwadem vernünftigen, wäre ich der
Glücklichste auf dem Erdenrunde; wenn nicht — dann muß ich
die herbe Enttäuschung und das schwerste Leid meines Lebens
zu tragen suchen. Ob ich aber auf dem Schlachtfelde sterbe, oder
nach einem langen Leben als Greis die Augen schließe — mein
letzter Gedanke werden Sie sein!

In der seligen Hoffnung, daß jene unbegreifliche Macht, die
mich zur Lourdesgrotte führte, mein guter Schutzgeist war,
verbleibe ich mit der Versicherung meiner unbegrenzten Verehrung
und Hochachtung

Ihr ganz ergebener Knecht Schütz.

Schütz schickte diesen Brief nach reiflicher Ueberlegung nicht
ab, er befürchtete, er könnte in die Hände der Angehörigen Ir-
ma's gelangen. Dies durfte jedoch nicht geschehen, bevor er der
Gegenliebe seiner Angebeteten sicher war; erst dann konnte er
die weiteren Schritte thun. Nach der Schlacht bei Wörth aber
gab er den Brief unter dem Bestimmungsorte „Kriegsschauplatz“
bei der Feldpost auf. Seitdem waren drei Wochen verfloßen,

und er hatte noch keine Nachricht erhalten. Er war in Großer
Sorge, ob Irma in den Besitz des Briefes gelangt war, und
schwebte in Sorgen und Bangen, wie ihre Antwort ausfallen
würde.

Als die Kampagnen um eine dichtbewaldete Anhöhe bogen,
lag plötzlich Clermont vor ihnen. Das alte, inmitten einer ma-
jorischen Gebirgslandschaft liegende und an den Fuß eines massi-
gen, breithatigen Berges geschmiegte Städtchen gewährte einen
freundlichen Eindruck, der noch durch die Nachricht erhöht wur-
de, daß die Feldpost angekommen sei.

Am den blumenreichen Gärten, der im Weichbilde liegen-
den Villen vorbeimarschirend, ordneten sich die verschobenen Sek-
tionen der Fußtruppen zu tabellofen Linien, und im Takte der
Fronnadeln durchzogen die Truppenträger der entlosten Heeres-
säule mit dröhnendem Schritte die Stadt.

Alle Straßen und Gassen waren voll von Soldaten; ein
Ansehungswimmel von Uniformen aller Waffengattungen, soweit
das Auge blühte. Wann nicht die Feldpost einen „genießbaren“
Gruß aus der lieben, fernen Heimath brachte — hier war an-
scheinend nichts mehr zu betrapfen.

„Dort drüben herrscht ein gewaltiges Gedränge; da ist ge-
wisß die Ablagestelle der Feldpost“, sagt Schwarzwild zu Schütz.
„Erwarten Sie vielleicht Nachrichten aus der Heimath?“

„Schon längst Herr Hauptmann.“

„Mir schreibt kein Mensch, und wenn ich fallen sollte, be-
weint mich auch niemand mehr“, fuhr Schwarzwild in einem
Anfluge von Schwermuth fort. „Es ist einerseits eine Verüh-
gung, wenn man sich im Kriege alleinstehend weiß, und doch
— das Menschenherz ist sonderbar.“

„Herr Hauptmann sehen zu düster“, sagte Schütz nach einer
Pause. „Abgesehen von Ihren Untergebenen würde sicher ir-
gend ein weibliches Wesen im lieben Bayernlande Herrn Haupt-
mann haaren, wenn Sie nicht mehr zurückkämen.“

„Das glaub ich nicht, alter Freund“, erwiderte Schwarzwild.
„Dieses weibliche Wesen ist längst nicht mehr. Ich hatte auch
meinen Jugendtraum . . . ein Lieb aus alter Zeit. Jetzt bin ich
ganz allein.“

„Herr Hauptmann sind nicht alleinstehend“, sagte Schütz mit
Wärme. „Sie sind vom ganzen Offizierkorps des Bataillons
geliebt und hochgeschätzt, und die Kampagne würde Ihren Ver-
lust beweinen. Herr Hauptmann werden aber, so Gott will,
frisch und gesund und mit größter Wahrscheinlichkeit an der
Spitze des Bataillons in Passau wieder einziehen.“

„Und der Herr Major?“

„Der Herr Major kommt wieder in den Generalstab oder
erhält ein Regiment.“

„Sie sind ein großartiger Hellscher, alter Freund“, erwiderte
Schwarzwild lachend. „Wenigstens verstehen Sie einen zu sa-
gen, was man gern hört.“

„Es wäre vielleicht gut, Herr Hauptmann, wenn ich mit 3
oder 4 Mann persönlich den Einlauf für das Bataillon bei der
Feldpost abholen würde“, sagte Schütz, der sehnsüchtig hoffte, eine
Nachricht von Irma zu erhalten. „Bei dem riesigen Durchein-
ander von Militär steht zu befürchten, daß die Leute —“

„Ja, thun Sie das, Herr Leutnant“, unterbrach ihn jetzt
Schwarzwild. „Sehen Sie auch zu, daß Sie eine Weinhand-
lung und einen Fleischerladen ausfindig machen. Die nöthigen
Finanzen —“

„Ich habe Geld wie Heu, Herr Hauptmann.“

„Auszeichne! Und Brod nicht vergessen, lieber Schütz!
Dem Herrn Major werde ich Milddung machen.“

Schütz hatte aus seinem Puge vier gewackelte Leute ausge-
sucht und zwei derselben seinem Pärchen mit der Weisung über-
geben, so viel Brod und Fleischwaren einzukaufen, daß kein An-
höriger der Kampagne leer ausginge. Er händigte ihm zu die-
sem Zweck einen größeren Betrag aus. Als Treffpunkt bezeich-
nete er einen Monumental-Brunnen, bei dem sich die Leute in
längstens einer Viertelstunde wieder einfinden mußten. Er selbst
begab sich mit den beiden andern Jägern nach dem Platze, an
dem er die Feldpost vermutete.

An einem Hause las Schütz das Zirkenschilde einer Wein-
stube und trat mit seinen Leuten ein. Die Stube diente jedoch
als Verbandstheke für Soldaten mit wundgegangenen Füßen.
Vier Eckstühle oblagen eifrig und unausgeseht ihm. Savoi-
riterdienste mit einer Sorgfalt, daß die meisten Leute nach dem
angelegten Verbande den Marsch wieder fortsetzen konnten.

Schütz hatte unter der Thür soeben Recht gemacht, um das
Haus zu verlassen, da suchte es ihn heiß durch sein Inneres,
und ein Anruf der freudigsten Ueberraschung entfuhr ihm. Mit
einem großen Bündel Verbandstoffe beladen, stand plötzlich Ir-
ma in der Ordensstracht der bairnerischen Eckstühle, mit dem
rothen Kreuze auf dem linken Oberarm vor ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Künstlerstreich.

Von Ferdinand Runkel.

(Nachdruck verboten.)

In Düsseldorf ist vor einigen Jahren ein alter Bildhauer und Professor an der Akademie gestorben, der vor der Welt als ein großer Monumentalmaler stand, von dem seine Schüler aber genau wußten, daß er nicht imstande war, einen anständigen Akt zu modellieren. Das hinderte ihn jedoch nicht, die größten Denkmalsaufträge anzunehmen und auszuführen. Er war ein sehr feiner Kritiker und hatte viel Geschmack; seine Schüler ließen sich daher gerne von ihm raten, blieben auch lange in seiner Klasse, denn er beschäftigte die besten stets an seinen Aufträgen und ließ sie leidlich Geld verdienen. Jedoch war er nicht wie Begas der Hauptarbeiter, sondern er dirigierte und korrigierte bloß, ein Modellierholz faßte er in Gegenwart anderer niemals an. Um aber nicht den Schein zu erwecken, als ob er seiner „Kunst“ ganz fern stehe, ließ er sich täglich ein Modell kommen, mit dem er sich in sein Allerheiligstes einschloß. Eine hübsche Magdalena sollte das Resultat dieser Studien werden. Seine Schüler waren längst neugierig, was der Alte vor sich gebracht hatte, zumal das Modell erklärte, er arbeite rüstig, habe schon mehrere Skizzen fertig und sei jetzt mit dem Aufbau der Hauptfigur beschäftigt. Der Professor hütete aber ängstlich sein Atelier und verschloß stets sorgfältig die Thür. Eines Tages jedoch ereilte ihn das Verhängnis. Ein Schreiben, das einen noch unvollendeten Staatsauftrag betraf, versetzte ihn derart in Aufregung, daß er aus dem Atelier fortließ und den Schlüssel mitzunehmen vergaß. Sofort stiegen die jungen Künstler in das Heiligtum ein, und nachdem sie das Werk ihres Meisters von den feuchten Kappen befreit hatten, entdeckten sie eine schreckliche Ungeheuer, einen mißgebildeten Chonklumpen, der nur ganz entfernte Ähnlichkeit mit menschlichen Formen aufwies. In dem Kopfe eines schlimmen Akademikers reifte sofort ein teuflischer Plan: er eilte in die Wohnung des Portiers und bat sich ein paar Kartoffeln aus. „Was bringst Du denn da?“ fragten die anderen verwundert. — „Kunstkartoffeln!“ antwortete er lachend. — „Kunstkartoffeln, was ist denn das?“ — „Sie dienen zum Vollzug des Strafgerichtes an Stümpfern. Paßt auf, was jetzt geschieht!“ — Der lose Bursche ergriff ein Modellierholz des Meisters, zerschnitt damit die Kunstkartoffeln, die er an verschiedenen vorspringenden Körperstellen des Magdalenenklumpens zwei Zentimeter tief in den Chon ein grub. Sorgfältig wurden die Stellen wieder geglättet, so daß kein Mensch ahnen konnte, die Magdalena habe sich in einen Kartoffelacker verwandelt. Der alte Meister hat sich den Scherz sehr zu Herzen genommen. Als er aus der unförmlichen Wüste und sonst woher zarte Kartoffelblättchen hervorsprossen sah, warf er seine ganze Arbeit in die Chonklumpen, wo die Kartoffelpflanzen, von den Händen der Schüler gepflegt, üppig emporgediehen. Von nun an stand das Atelier offen, und der Alte griff kein Modellierholz mehr an. Als die Zeit der Kartoffelernte herangekommen war, sandten die Schüler ihrem Meister die köstliche Knollenfrucht und einen Kranz von Kartoffelkraut mit folgenden Worten:

„Hoher Meister, der vollbrungen,
Was noch keinem je gelungen,
Was noch keiner durfte hoffen,
Daß sein Bildwerk Leben zeugte —
Deines bracht in ganzen Schöffen
Dicke, mehligte Kartoffeln.
Meister, wir sind tief betroffen,
Wie dein Genius sich bezeugte.“

Jägersprache.

Von Aloys Kugler.

(Nachdruck verboten.)

Niemand ist so von der Welt abgeschlossen, als der Jäger. Im weiten, stillen Walde liegt seine Wohnung, seine besten Gesellen sind die Hunde und die schweigenden, immer freundlichen Bäume, immer freundlich selbst wenn der Orkan ihre Wipfel schüttelt und sie sich tief auf das friedliche Dach des Forsthauses niederbeugen.

Es ist da ganz selbstverständlich, daß sich die Jäger fester zusammenschließen, als eine andere Berufsklasse; das einsame Leben zieht bestimmte Gebräuche und Gewohnheiten nach sich, die mehr oder minder abweichen von denen anderer Menschen.

Dazu gehört auch vor allem die Jägersprache, für die eine eigentliche Notwendigkeit, wie in anderen Berufszweigen, wo eine Kunstsprache entstand, nicht vorlag. Der Jäger wollte sich offenbar noch mehr von der umgebenden Welt lösen, er wollte nicht von jedermann verstanden sein.

Die Sprache erstreckt sich zunächst auf die Tiere und ihre Körperteile. Der Schwanz heißt fast bei jedem Wild anders: beim Fuchs Kunte, Standorte, beim Hasen Blume, beim Hirsch Wedel, bei den vierläufigen (füßigen) Raubtieren und beim Hund Rute und Fahne. Die Ohren der verschiedenen Tiere heißen Gehör, Luser, Lauscher, Lössen, Köffel, Schüsseln, Behang, die Augen werden Lichter und Seher genannt. Mannigfach sind die Ausdrücke der Jägersprache, und meistens gehören sie den deutschen Altvätern an, und viele sind von hoher sprachlicher Schönheit. Sie weisen den Sprachforscher oft darauf hin, wie die Sprache überhaupt entstanden ist. Bei der Bezeichnung der Körperteile des jagdbaren Wildes wurden nicht zum wenigsten ihre Funktionen maßgebend. So ganz sicher, wenn der Jäger die Hauer des Keilers Gewehre oder Gewerf, seinen Rüssel Gebrech nannte. Viele Namen rühren auch von dem Laut her, den die betreffenden Teile verursachen, so Drossel für Luftröhre, Geräusch für Lunge.

Die Stimmen der Tiere haben verschiedene Bezeichnungen. Man spricht von Balzen, Orgeln, Schreien, das letztere speziell vom Rot-, Reh-, Dam- und Schwarzwild, das aus Angst einen oder mehrere Töne ausstößt. —

Eine andere Gruppe aus der Jägersprache bilden die Anreden, die heute meist vergessen sind. Da ist zunächst der originale Waidmannsgruß, auf den nur der waidgerechte Jäger die richtige Antwort wußte, wie zum Beispiel:

„Hoho, mein lieber Waidmann, sag' mir an:

Wo hat der edle Hirsch den ersten Sprung tanzt?

Darauf mußte der gelehrte Jäger antworten:

„Hoho, mein lieber Waidmann,

Das will ich Dir wohl sagen:

Aus Mutterleib ins grüne Gras

Des edlen Hirschen erster Sprung was.“

Ein anderer Gruß war der folgende:

„Waidmann, lieber Waidmann, sag' mir fein:

Wann mag der edle Hirsch am besten gesund sein?“

Die Antwort lautete:

„Waidmann, lieber Waidmann,

Das kann ich Dir wohl sagen an:

Wenn die Jäger sitzen und trinken Wein,

Pflegt der Hirsch am allergeundsten zu sein.“

Solcher Grüße gibt es noch viele. Den heutigen Jägern sind sie fast nicht mehr bekannt, zumal die Lehrzeit auch nicht mehr so streng eingehalten wird. Früher begann der Jagdelevé als „Hundejunge“, dann wurde er „Jägerbursch“, und wenn er angelernt hatte, wurde er von seinem „Lehrprinzen“ (Prinzipal) mit einer schallenden Ohrfeige „wehrhaft“ gemacht. Dazu sagte der Lehrprinz: „Das leide jetzt von mir und hinfort von keinem mehr; erinnere Dich aber des Backenstreiches, so unser lieber Heiland hat erdulden müssen bei seinem unschuldigen Leiden für uns.“ Darauf wurde dem wehrhaften Gemachten der Hirschfänger mit den Worten übergeben:

„Hier hast du nun deine Wehr,

Die gebrauchst zu Gottes Ehr!

Zu Lieb und Ruh des Herren dein

Halt' dich ehrlich, treu und fein.

Wehr' dich damit deiner Feinde,

Doch unnütze Händel meide.

Gärte deine Feinden wie ein Mann;

Der sein Horn recht blasen kann.

Nun hast du deine Freiheit.

Es gehe dir wohl allezeit!“

Diese Zeremonie mußte im Beisein von sechs wehrhaften Jüngern vollzogen werden; dann wurde dem jungen Jagdkollegen der Lehrbrief ausgestellt.

Gute, alte Zeit! Das ist nun heute alles anders; die Jägersprache hat sich erhalten, und selbst nicht berufsmäßige Jäger vermeiden es in Gesellschaft der echten Waidmänner, grobe Verstöße zu begehen. Jeder, der die Wälsche führt, sollte sich der Kunstsprache befleißigen, schon um die schönen Denkmäler germanischen Altertums zu erhalten.



Ein Triumph Garricks. Kurz vor der Abreise des berühmten Mimen von Paris, im Jahre 1763, wurde er zu dem Marquis von B... geladen, der ein großer Verehrer der Kunst und namentlich des großen Schauspielers war. Unter den übrigen Geladenen befand sich auch die berühmte Schauspielerin Clairon. Nachdem die Gesellschaft die gewöhnlichen Konversationsstoffe erschöpft hatte, wandte sich das Gespräch auf die Bühnenverhältnisse, und diese Gelegenheit benutzend, wandte sich der Marquis an die beiden Kunstforyphäen, einige Proben ihres Talenten zum Besten zu geben. Diese kamen dem Wunsche nach, und der lebhafteste Beifall wurde dem Künstlerpaar in den schmeichelhaftesten Ausdrücken zu teil. Garrick hatte jedoch bemerkt, daß die Clairon über ihn den Sieg davongetragen; er schrieb dies, wie natürlich, dem Umstande zu, daß der größere Teil der Gesellschaft der englischen Sprache zu wenig kundig war. Schnell sagte er daher den Entschluß, durch ein bloßes Geberdenspiel denselben Triumph zu erlangen, den die Clairon, mit Deklamation verbunden, erzielt hatte. So erzählte er denn der Gesellschaft eine Begebenheit, die sich in Paris unter seinen Augen zugetragen. „Ein Vater,“ begann er, „spielte mit seinem einzigen Kinde am offenen Fenster. Ich stand auf der Straße und blickte empor. Die Fröhllichkeit des Kindes erregte meine Aufmerksamkeit. Es war so schön, wie sich der Mensch nur einen Engel zu denken vermag! Jetzt streckte es die niedlichen Händchen nach den Blumen aus, die das Fenster umrannten. Da — o erschauerndes Moment! da entschlüpfte der kleine Engel den Armen des Vaters — er stürzte herab und lag zerschellt am Boden. Mit Worten, meine Herren, kann ich Ihnen die Verzweiflung des Vaters nicht schildern, aber —“ Hier verstummte Garrick, und in seiner Stellung, wie in seinem Gesicht erblickte man des Kindes Vater in dem Moment, als es seinen Armen entfiel. Schrecken und Mitleid, Erstaunen und Bewunderung ergriff die Anwesenden; lautlose Stille herrschte in dem Saal, alle Blicke waren auf Garrick gerichtet — in aller Augen zitterten Tränen. Lange blieb die Gesellschaft in dieser beklemmten Ruhe, und als man sich nach und nach erholt, hielt die Clairon, tief erschüttert, den großen Künstler, ihren Sieger, umarmt.

Die Wedahs, im Innern der Insel Ceylon, bilden einen Volksstamm, von dem die Ethnologen bis zur Stunde noch sehr geringe Kunde haben. Abgesondert von den übrigen Volksstämmen lebend, sprechen die Wedahs die cingalische Sprache, schlafen auf Bäumen oder in Höhlen und nähren sich von der Jagd. Sie weichen jedem aus, der nicht ihres Stammes ist, setzen sich aber doch mit gewissen Dörfern in einen Verkehr, der wohl nirgends seines gleichen hat. Zur Nachtzeit nämlich begibt sich einer der Wedahs, mit Rhinoceroshörnern und Elefantenzähnen oder anderer Beute der Jagd belastet, zu dem nächsten Dorf und legt diese Gegenstände, nebst einem Talpatblatte, bei einer Hütte nieder. Auf dem benannten Blatte ist durch eine Zeichenschrift angegeben, was für die niedergelegte Ware im Tausch verlangt wird. In der nächsten Nacht kommt er wieder und findet gewöhnlich das Ausbedungene: ein Waffentück, ein Messer oder Beil, eine Säge, einen Kleidungsstoff etc.

Auch eine Kritik. Ludwig XIV., der nicht bloß als Regent und Feldherr, sondern auch als Poet sich versuchte, übergab einstmals dem bekannten Dichter und Satyrker Boileau Verse von seiner Komposition und ersuchte ihn um sein Urtheil. Nachdem dieser die Reimerei durchlesen, sagte er: „Ew. Majestät ist wahrlich nichts unmöglich: Sie wollten schlechte Verse machen — und selbst das ist Ihnen gelungen!“

Schlagender Beweis. Unter den deutschen „Sinn-Gedichten“ Salomons von Golau (Friedrich von Logau, geb. 1604, gest. 1655) findet sich auch folgendes treffende Argument von der Bewegung der Erdfugel:

Die Welt ist rund und läuft herum,
Drum sind die Leute schwindeldumm.

Zum Ausdruck Zeitungsente. Schon im Reformationszeitalter findet sich für Lüge, Fabel, Märchen der Ausdruck „Ente“, so im Norden, wie im Süden Deutschlands und in den Niederlanden. Die gewöhnlichste Ansicht über den Ursprung, die auch Sanders in seinem Deutschen Wörterbuch mittheilt, ohne jedoch die Sache für erledigt zu halten, geht auf eine Umwandlung von „Legende“ in Lügende, Lügente, von dem dann zuletzt „Ente“ allein geblieben wäre. Das folgende möge als ein weiterer Versuch zur Erklärung gelten: Die holländischen Schiffer brachten von

ihren Nordlandsfahrten die Erzählung mit, die sich noch in Egedes Beschreibung von Grönland findet, daß es im Norden Enten gäbe, „die man Stockenten nenne“. „Sie werden nicht durch eine Begattung zwischen Männigen und Weibigen erzeugt, sondern sie entstehen auf eine gar seltsame Art, aus einer schleimigen Materie auf dem Meere, welche sich an alte Stücke Holz, die seit langer Zeit auf dem Wasser herumtreiben, ansetzt. Auf selbigem erzeugt sich zuerst eine Art von Muschel oder Schale, und nachher ein kleiner Wurm, welcher mit der Zeit die Gestalt eines Vogels annimmt.“ In Sebastian Münsters berühmter Kosmographie ist aus dem Stück Holz bereits ein Baum geworden, der an den Küsten wächst und Früchte trägt, die, „eingehüllt in die Blätter, zur richtigen Zeit ins Meer fallen, da denn die Entchen austreten“ — sogar ein Holzschnitt ist beigegeben. Der Uebersetzer Egedes führt in einer Anmerkung eine Abhandlung über diese Entenmuscheln (Conchas anatiformes) an, sucht aber, wie schon der berühmte Jesuit Kircher in seiner „Unterirdischen Welt“, eine natürliche Erklärung der wunderbaren Tatsache, die von „sehr vielen zuverlässigen Schriftstellern“ berichtet, von „einigen scharfsinnigen Personen als eine fabelhafte Erzählung oder ein Märlein“ angesehen wird. Wieviel die Welt in den verfloßenen Jahrhunderten sich mit dieser Ente beschäftigt hat, die vielen gleichbedeutend war mit Lüge, hat Mag. Müller, der berühmte verstorbene Sprachforscher, in den sechziger Jahren nachgewiesen. Er verfolgt die sogenannten Bernaldeganse, aus Muscheln auf angetriebenen Baumstämmen entstanden, bis ins 13. Jahrhundert zurück. Die Küsten Irlands, Schottlands und Englands sind die Schauplätze, von denen die ältesten Berichte lauten, die dann nach Holland und Deutschland gelangten.

Die erste Dampfmaschine, oder, wie sie damals genannt wurde, „Feuermaschine“ in Berlin, vielleicht im ganzen Königreiche Preußen, wurde in der königlichen Porzellanmanufaktur statt des bisherigen Rostwerkes im Jahre 1799 aufgestellt. Elf volle Jahre hatten die Verhandlungen über die Aufstellung gewährt, weil mehrere Bedenken und Erörterungen dagegen erhoben wurden. Zu diesen gehörte auch eine Protestation des damaligen Nachbarn, auf dem Grund und Boden des heutigen Herrenhauses, des Königl. Kammerherrn und Directeur de spectacles, Freiherrn von der Neß, welcher die Feuermaschine als im hohen Grade gefährlich für die Gesundheit der benachbarten Bewohner bezeichnete. Ein besonderes Verdienst um die Beschaffung der Maschine gebührt dem späteren Minister Grafen von Neben, dessen darauf bezügliche Korrespondenz mit den Erfindern Watt und Boulton in Birmingham noch vorhanden ist. Die Ausführung geschah indes in den königlichen Eisenhütten Malapane und Gleiwitz durch den englischen Ingenieur Vaildon. Sie hatte einen Zylinder von 10 Zoll Durchmesser und einen Hub von 4 Fuß bei 20 maliger Umdrehung des Hauptbewegungsrades in der Minute. Der Kessel wog 18 Zentner der Steinkohlenbedarf betrug 11 Scheffel für 13 stündige Arbeitszeit. Die Maschine hatte, bei hölzernen Balanciers und ausschließlich der Transport- und Aufstellungskosten, 1404 Thlr. 12 Sgr. 7 Pfg. gekostet. Sie bewegte 12 Stampfen, 11 liegende und einen aufrecht gehenden Mälstein, eine große kupferne Scheibe für die Porzellanschleiferei, hob endlich aus einem 40 Fuß tiefen Brunnen alles Wasser, dessen die Anstalt bedurfte, und ist über 23 Jahre in Gang gewesen.



Ich mahne Dich aus ferner Höhe,
Ich mahne Dich in Deinem Haus,
Und selbst in Deiner nächsten Nähe
Sprech' ich die ernste Lehre aus.
O hör' mich wenn Du weise bist,
Denn es verstreicht die Gnadenfrist!
Oft mahn' ich Dich nur sanft und leise,
Und mehr durch's Auge als durch's Ohr,
Oft tret' ich auch auf Stentorweise,
Ja musikalisch zu Dir vor;
Ich kann selbst ernst und eifrig schlagen,
Und gehen muß ich doch nicht jagen.

Auflösung in der nächsten Nummer.